

HANSER



Leseprobe

zu

Gratwanderungen

Lebenserinnerungen von
Wolfgang Gruber (1886-1971)

ISBN (Buch): 978-3-446-45514-6

ISBN (E-Book): 978-3-446-45586-3

Weitere Informationen und Bestellungen unter
<http://www.hanser-fachbuch.de/978-3-446-45514-6>

sowie im Buchhandel

© Carl Hanser Verlag, München

Vorwort

Es fällt schwer, der Person Wolfgang Grubers in wenigen Worten gerecht zu werden. [...] Man weiß gar nicht, welche Talente man in den Vordergrund stellen soll. Er war promovierter Chemiker bei der Wacker Chemie mit enorm viel Erfindergeist; davon zeugen seine vielen Patente (56 DRP und DBP sowie 30 Auslandspatente als Allein- oder Miterfinder) mit nicht enden wollenden Ideen hinsichtlich der Versuchsanordnung und Versuchsdurchführung, mit enormem Improvisationstalent. Er war Extrembergsteiger mit hinreißenden Schilderungen seiner Touren (noch vor dem 1. Weltkrieg bis in den Kaukasus). Er war Fotograf: Seine frühen Plattenaufnahmen sind fabelhaft und wurden 1990 in einer eigenen Ausstellung gezeigt. Er war ein wunderbarer Familienvater von fünf Kindern, er hatte einen glänzenden Humor, der auch in den brenzligsten Situationen nicht versagte. Last but not least war er ein aufrechter Mann, der sich durch keine Zwänge verbiegen ließ. Nicht zu vergessen ist auch seine Chronologie der beiden Weltkriege.



Dr. Wolfgang Gruber während einer Rast bei einer Bergtour, einer Leidenschaft, die ihn sein Leben lang begleitete

In diesem Buch soll nun Wolfgang Gruber selbst zu Wort kommen. Die Grundlage dafür sind seine Erinnerungen, die er zeit seines Lebens über viele Jahrzehnte hinweg bis zu seiner Pensionierung Ende 1952 akribisch aufgeschrieben und 1965, sechs Jahre vor seinem Tod, zusammengefasst zu Papier gebracht hat. Das Ergebnis ist die faszinierende Geschichte eines aufrechten, vielseitigen Mannes und liebevollen Familienvaters, der sich nie gescheut hat, Verantwortung zu übernehmen. Sei es als treuer Bergkamerad, als Artillerist im 1. Weltkrieg, sei es in der großen und weitschichtigen Familie, als Chefchemiker und Werkleiter der noch jungen Wacker Chemie oder als zugezogener Bürger der Stadt Burghausen, die der Familie Gruber ebenfalls viel zu verdanken hat.

Eva Gruber

Inhalt

Danksagung	V
Einführung zur vorliegenden Buchausgabe	VI
Vorwort	VIII
Einleitung	XX
1888 – Kindheit in Wien	1
Der „Grasshopper“: Die neue Mutter aus England	5
Das neue Haus in Wien	8
„Ni-ar-li tuh“ – Die Reise nach England	12
Ferien am Mondsee	14
1902 – Jugendjahre: Kremsmünster, München – und die Berge	17
Zu viele Einser: Vorbereitungsklasse in Kremsmünster	17
Übertritt auf das Gymnasium	20
Sommerfrische in Parschall	26
Anti-Alkohol-Bewegung	27
Umzug nach München	29
„Narren im Winter auf den Bergen“: Erste Schitouren	32
Der „Dosso“ in Malcesine	35
„Nauf oder wir beide fallen runter“ – Halsbrecherische Bergtouren	37
Hausbau in der Prinzenstraße	40
Das letzte Schuljahr und 58 Gipfel	43
Eintritt in den Militärdienst: Reiten und Scharfschießen	46
1908 – Studium und Bergtouren	50
Rollmöpse in Berlin	50
Studium in München	52
Vaters Einfluß und die Gründung von „Freiland“	53
„Eßts was gscheits, dann erfrierts Euch nix“ – Bergtouren 1909	55

Absturz vom Totenkirchl	58
Der Eispickel in der Lawine – Bergtouren 1910	67
Warme Füße, keine Sohlen – Blitzeinschlag in der Hütte	69
Ein besonderer Glücksfall	74
Eine wilde Schlittenfahrt	77
Viele Experimente – Assistententätigkeit in Würzburg	79
Schweizer Berge: Von Gletscherspalten und Steinlawinen	82
„Nächstes Jahr fahren wir in den Kaukasus“	88
Beginn der Doktorarbeit: Privatassistent bei Adolf von Baeyer	92
1912 – Die große Kaukasus-Expedition	95
Ankunft in Rußland	97
Pjatigorsk und Naltschik – Ein Diener namens Ismayl	98
„Tschu Tschu“ und „Brr Brr“ statt „Hü“ und „Hott“ – Nach Bezingi mit zwei Pferden	103
Besteigung des Dychtau: Der Gipfel kommt und kommt nicht	107
Der „Wanderzirkus aus dem Westen“ hält Einzug in Bulungu	111
Wettrennen mit den Russen: Die Erstbesteigung des Dschailik-Basch	114
„Nitschewo“ – Ein Umweg nach Urusbiew	118
Das „Gasthaus zur guten Hoffnung“ auf dem Weg zum Elbrus-Gipfel	121
Drei feine Damen in Swanetien	124
Ruhmreiche Rückkehr nach Pjatigorsk	126
Eindrücke aus Moskau und Petersburg	127
1913 – Schnee, Eis und Gletscher	129
Ostern 1913 – Von Jungfrauen und Mönchen	130
Die Helden vom Marltgrat	135
Ferien in Malcesine – Heilung mittels Schaumgebäck	140
Weihnachtstour und Deutsche Schimeisterschaft	142
Mit Gipsbein in das Doktorexamen	144
Rückblick auf den ersten Lebensabschnitt	146
1914 – Beginn des 1. Weltkriegs und Einberufung	148
Unvorstellbare Begeisterung	150
Abschied von zu Hause	151
Zwei Orden für Bruder Otto	154

Kämpfe, Fronten, „Wilde Völker“: „Ihr verwendet doch auch Bayern“	157
Die Offensive kommt zum Stehen: Der Beginn des Grabenkriegs ...	160
Der Alltag des Krieges	163
Allgemeine Lage	168
Als Ordonnanzoffizier beim Stab des 2. Infanterie-Regiments	
„Kronprinz“	173
Nervenzermürender Krieg unter der Erde	175
Glänzende Lösungen für Telefonstrippen und Kommunikationsprobleme	177
„Stinkbomben“ in den deutschen Gräben:	
Der Gaskrieg setzt ein	183
Erstarrte Fronten	190
1915 – Einsatz in den Dolomiten und Balkanfeldzug	192
Ein eisernes Kreuz	194
Der Kampf um die Sextner Rotwand	198
Erst rechts, dann links: Der nächste Knöchelbruch	201
Der große Kreuzbergangriff	202
Lazarett und Versetzung – der bayerische Löwe knurrt	203
Der Balkanfeldzug beginnt	206
„Im Bewegungskrieg gibt’s keine Ruhe“ – Vormarsch im Dauerregen	213
Die Serben ergeben sich – Ende des Feldzugs und Rückzug	220
Ein besonderer Sprachführer für Serbisch	224
Unverhofftes Wiedersehen	229
Urlaub zu Hause (18. April bis 17. Mai 1916)	234
1916 – Zurück an der Westfront	236
Allgemeine Kriegslage	236
Eine ruhige Front für abgekämpfte Divisionen	238
Quartier im Gasthof „Zum Heldenkeller“	242
Ein Ständchen zum Abschied	245
„Lang hama gwart, aba nacha hats pressiert“:	
Der Abmarschbefehl kommt	249
Ein rotes Tuch	251
Verhängnisvoller Leichtsinn	256
Allgemeine Lage	259
Hinter der Front – Kurse, Filme, Instruktionen	261

Angriffe und Gegenangriffe	265
Mißerfolge	271
Die Kampfweise des Sturm-Bataillons	272
Erbitterte Infanteriekämpfe	275
Erfolg des Sturm-Bataillons bei Laffaux-Vauxaillon	278
Eine scheußliche Sauferei – und wieder ein eisernes Kreuz	281
12. Juni 1917: Geburtstag mit Musik und Erdbeeren	284

1917 – Emma Jürgensen tritt in Wolfgang Grubers Leben **289**

Zur allgemeinen Lage	289
„Belege Sperrwitz I. Rang bei Emma Jürgensen“	290
Ohrenscherzen und Schießübungen	292
Urlaub in Hadersleben und München	298
Ein „schwarzer Tag“: Schlacht und Niederlage bei Laffaux	301
Das Kampfgeschehen an den anderen Fronten	303
Fronteinsätze und Lehrbetrieb	305
„Bei diesen Verhältnissen schieße ich nicht“	308
Jahres-Übersicht 1917	313
Zweiter großer Angriff der Engländer in Flandern	316
Die Westfront in der Krise	317
1918 – Der Beginn des letzten Kriegsjahres	319
Der Friedensschluß mit Rußland	325
Das Sturm-Bataillon 7 soll vor zur „Kaiserschlacht“	326
Splitter in Arm und Bein	328
Das Sturm-Bataillon 7 ohne Wolfgang Gruber	331
Als Inspekteur der Infanterie-Geschütz-Batterien	333
Hindenburg und die gestohlenen Äpfel	336
Das Kriegsende wirft seine Schatten voraus	338
Der letzte Angriffsfeldzug der Alliierten	341
Österreich kapituliert	343
Der Kaiser dankt ab	344

1918 – Kriegsende und Neuanfang **346**

Zurück in die Heimat – Weiter, immer weiter ohne Rast	346
Die Proklamation der Bayerischen Republik	350
Die allgemeine Lage nach dem Waffenstillstand	353
Eine Räteregierung nach russischem Muster	354
Empörung in Deutschland	355
Ein trauriges Weihnachten	358

Vorstellung in Ludwigshafen	359
„Hochzeit 1. Februar, Zylinder 55 bereithalten“	361
1919 – Eintritt in die Dr. Alexander Wacker Gesellschaft für elektrochemische Industrie, Burghausen	363
Die Geschichte der Dr. Alexander Wacker Gesellschaft	367
Neue Kollegen, neue Aufgaben	370
Kümmerliche Arbeitsbedingungen	371
„Auffallend war, daß es nicht immer krachte“ – Laboratoriumsversuche	373
Entscheidung für Wacker	374
Häusliches Leben	375
Kämpfe in München und ganz Deutschland	377
Umzug in das Drexlerhäusl am Curaplatz	379
Trauerbotschaften	380
Speckpakete und Musik – Die Abstimmung für Dänemark	386
„Unser Fröschl“ erscheint – Lisls Geburt	388
„Holt die Buben aus den Betten“ – Burghauser Veranstaltungen ...	390
Sektionstour auf den Hochkalter – Übernachtung im Kuhstall	393
Unglück in Gosau	396
Die Erforschung der Schellenberger Eishöhlen	397
98,7 Millionen Mark für eine Tour – Die Inflation setzt ein	400
„Der liebe Gott ist ein Trichter“ – Kindersprüche	402
1923 bis 1928 – Hausbau und neue Produktionsverfahren	406
„Gretl erschien bei Blitz und Donner“ – Die Geburt der zweiten Tochter	407
Der Bau des Gruber-Hauses in Burghausen	409
„Es war eine aufregende Zeit“ – Politik	413
Der Hitlerputsch in München	415
Der Pakt von Locarno	418
Die Aufnahme Deutschlands in den Völkerbund	420
Die Dr. Alexander Wacker Gesellschaft in turbulenten Jahren	423
Inbetriebnahme und Bruch des Alzkanals	424
Ein „Himmelfahrtskommando“? – Neue Verfahren und ihre Herausforderungen	426
Die gesundheitlichen Auswirkungen von Quecksilber	430
Wacker 1923 bis 1926 – Personen, Verfahren und Betriebe	431
Großproduktion der Acetylzellulose, entwickelt im Labor Gruber .	436

Spinnerei mit Hindernissen	440
Die Wacker Chemie wächst und gedeiht	449
Wie eine Patentanmeldung vonstatten geht	452
1924 bis 1932 – Familienleben	455
Eine Menge Ehrenposten	455
„Knabenbringende Weihnachtszeit“ im April: Hans Jürgen wird geboren	459
„Sic transit gloria mundi“ – Die Wirtschaftskrise geht weiter	464
Der Tod des Vaters	468
Zwei Mädchen und zwei Buben: Wolfgang kommt auf die Welt	475
Der zehnte Hochzeitstag	480
Schwarzer Freitag in New York – Der Börsenkrach und seine Folgen	484
Die Familie ist komplett – Helmut's Geburt	488
„Ich kann so oft auf den Großglockner steigen, wie ich will“	491
Konkurse und Wahlen – die NSDAP wird stärkste Kraft	496
Burghausen bleibt ruhig – Arbeit und Familie	497
1933 bis 1938 – Arbeit und Leben im Dritten Reich	503
Reichstag in Flammen und brennende Bücher	503
„Solange der Herrgott noch nicht abgeschafft ist ...“	505
Wahlerfolg und Ermächtigungsgesetz	507
Ein gebrauchter Hanomag und ein kleiner Dixi	508
Neue Gesetze und Austritt aus dem Völkerbund	511
Dr. Wolfgang Gruber: Werkdirektor in Burghausen	512
Ausschaltung der SA und Aufbau eines Polizeistaats	516
Das Berufsleben als Werksdirektor	518
Grundstückskauf am Chiemsee	519
Aufrüstung und Wehrpflicht	521
„Ihnen zur Ehre, uns zum Nutzen, tu ich Ihnen die Schuhe putzen“	523
Ein Ständchen der neuen Werkkapelle zum Geburtstag	524
„Das werde ich Ihnen nie vergessen“	527
Hitler marschiert in die neutrale Zone ein	529
„Ich bin Chemiker und will mich als solcher wieder betätigen“	531
Traurige Nachrichten in der Familie	532
Erfolg des ersten Vierjahresplans	537

„How do you do“ – „Hau i di a“	539
„Knapp am Krieg vorbei“	543
Jüdische Wacker-Mitarbeiter flüchten vor dem randalierenden Pöbel	546
Das Salzburger Haus am Mönchsberg	547
Friedensbeteuerungen und Kriegsvorbereitungen	551
Abschied von Tante Minka	553
Die Ruhe vor dem Sturm	554
1939 bis 1940 – Der zweite Weltkrieg beginnt.....	556
Der Polen-Feldzug	557
Vorbereitungen für den West-Feldzug	559
„Aus ist es mit dem Autofahren“	560
1940 – Das Jahr der Siege	563
Der Frankreich-Feldzug	565
Die Engländer verlassen Frankreich	567
Deutsche Truppen in Paris	569
„Aufhören, Aufhören“ – Unerwartete Gefahr für die Telefonleitung Hitler-Mussolini	571
„Zur Ehe kann geraten werden“ – Die Heirat von Tochter Lisl	573
Die Luftschlacht um England	576
Italiens Kriegsbemühungen	578
Drei mißglückte Unternehmungen	579
1941 bis 1942 – Ausweitung des Krieges	581
General Rommel fegt durch Ägypten	581
Durcheinander in Jugoslawien – Der Balkan-Feldzug	582
Die Eroberung Griechenlands	583
Fallschirmjäger über Kreta	584
Seekrieg gegen England	585
Trügerische schnelle Erfolge in Rußland	586
Führungskrise – Hitler reißt die Operationsleitung an sich	589
Vorstoß auf Moskau	590
Autoreifen, Hühnerzucht und Bergtouren – In der Heimat geht das Leben weiter	591
Japans Eintritt in den Krieg	596
„Der Kampf hat jeglichen Sinn verloren“ – Aussichtslose Lage in Rußland	599

Schwere Verluste in Libyen	601
Verzweiflung im Kessel von Stalingrad	602
Der frühe Tod von Bruder Otto	604

1943 – Schwere Zeiten: Kriegsverlauf und Todesfälle

in der Familie	609
Weitere Rückschläge und Mussolinis Sturz	609
Alliierte Luftlandekräfte in Sizilien 1943	610
Der Kampf um Italien	611
Die Ostfront kommt ins Wanken	613
In Asien wendet sich das Blatt	614
Die Teheran-Konferenz mit Roosevelt, Churchill und Stalin	614
Der Tod von Großvater Jürgensen	615
Großmutter Gruber stirbt bei Gretls Hochzeit	619
Große Aufgaben in schweren Zeiten	621

1944 – Zusammenbruch an allen Fronten

Zäher Widerstand in Italien	624
Rußland – In Riesenschritten zurück	625
Die Alliierten besetzen Rom	627
Der U-Boot-Krieg geht verloren	627
Vorbereitung der Invasion	628
Die Landung in der Normandie	629
Attentat auf Hitler	632
Der Rückzug aus Frankreich	634
Katastrophale Lage in Rußland	635
Die Räumung Griechenlands	637
Die Gegenoffensive scheitert	638
Der Luftkrieg	639
Hans Jürgen an der Ostfront	640
Von Bomben, Verwundungen und Jubiläen – Ereignisse in der Heimat	643
Briefe vom „verlorenen Sohn“	646
Hans Jürgens Heimkehr	650

1945 bis 1947 – Kriegsende und Neubeginn

Im Westen – Hitler läßt keinen Rückzug zu	654
„Vollendeter Irrsinn“: Der Beitritt zum Volkssturm wird obligatorisch	656

Täglicher Bombenalarm	658
Hans Jürgen wird schwer verwundet	659
Der Aufstand im Burghausener Werk	661
Aufruf der „Freiheitsaktion Bayern“	661
Verhaftung durch die SS	662
Die Hintergründe des Aufstands	663
2. Mai 1945 – Die Amerikaner kommen	664
Bedingungslose Kapitulation in Bayern	667
Das Leben unter amerikanischer Besatzung	668
Alliierte Schikanen	671
Die Aufteilung Deutschlands in vier Zonen	672
Die Geburt des dritten Enkelkinds	673
Entnazifizierung	674
Bangen und Sorgen 1946	676
Der Schwarzhandel floriert	678
Viele Feiern zum 60. Geburtstag	679
Hans Jürgen kommt nach Hause	679
Urteile im Nürnberger Prozeß	681
„Alle Äpfel furt“	681
Abschied von Hans Jürgen	683
Das Leben geht weiter	684
Gedenken der Vergangenheit und Aufruf für die Zukunft	686
Erste Lichtblicke 1947	688
Chemische Nomenklatur	690
Demontagen und Proteststreiks	693
Gedenkfeier für Hans Murmann	695
1948 bis 1952 – Währungsreform und Wiederaufbau	697
Die Währungsreform	698
Der Kalte Krieg beginnt	699
In der Familie normalisiert sich das Leben	700
In der Firma und privat – Überall herrscht Geldknappheit	702
Bruder Bertl stirbt mit 70 Jahren	706
Aufschwung in der Wirtschaft und im Werk	708
Wachsen Erdnüsse über oder unter der Erde?	710
Erweiterungen und Modernisierung	713
Der 65. Geburtstag und die Kündigung	717
Das letzte Berufsjahr 1952	718
Auszüge aus den Rundbriefen an die Familie	719

Wolfgangs Amerika-Reise (6. September 1951 bis 25. September 1952)	721
20000 Kilometer und ein Auto für 60 Dollar	723
Rückkehr in die Heimat per Leiterwagerl	725
Mein letzter Arbeitstag nach 33 Jahren	727
Rückblick	729
Nachwort	731



Reges Treiben auf einem Marktplatz im Kaukasus

„Tschu Tschu“ und „Brr Brr“ statt „Hü“ und „Hott“ - Nach Bezingi mit zwei Pferden

Am nächsten Morgen, einem herrlichen Sommertag, nahmen wir gleich ein frisches Bad, da der Weg durch den Bach ging. Es verengte sich nun das Tal zu einer prachtvollen, wilden Schlucht. Hoch oben in den Fels gesprengt führte zuerst das bequeme Sträßchen, dann hinunter zum schäumenden Bach. Bald jedoch war die Pracht zu Ende, ein ödes, ganz baumloses Tal lag vor uns. Am Nachmittag erreichten wir die letzte Ortschaft des Tals, das Tartarendorf Bezingi. Männer und Kinder des Dorfes strömten uns entgegen, nach langer und feierlicher Begrüßung wurden wir ins Quartier geführt. Gasthäuser gab's im Kaukasus nicht, dafür waren in den größeren Dörfern Kanzleien. Das war in der Regel ein einfacher Steinbau mit ein bis zwei Zimmern, in denen die Gerichtsherren wohnten, die einmal im Jahre ein bis zwei Wochen dort Gericht abhielten. Die übrige Zeit waren diese Räume leer und standen meist den Reisenden umsonst zur Verfügung. Wir wohnten diesmal in einem hübschen Bau mit Holzveranda. An Ruhe war aber vorerst nicht zu denken. Draußen und im Hause drängte sich alles, schwatzte und schrie, man fragte uns auf Tartarisch, wir bedeuteten ihnen, daß wir nichts verstünden, das hinderte gar nichts. Weiter und weiter fragten sie, lachten, schrien und grinsten. Kinder rannten uns beim Fangenspielen zwischen die Füße, und im Fenster lagen sie schichtenweise und glotzten uns an wie Wundertiere. Wir versuchten es mit Güte und im Ernst, die Leute hinauszutreiben, es half nichts, sofort waren sie wieder da. Sie hoben uns die Füße in die

Höhe und bestaunten die Nagelschuhe, zeigten sie den Freunden, so daß wir wie Störche gleich eine halbe Stunde auf einem Fuß stehen mußten. Ein Anderer untersuchte den Stoff der Joppen, die Rucksäcke wurden durchwühlt, und ein Gegenstand nach dem andern wanderte von Hand zu Hand, aber alles kam wieder an seinen Platz zurück. Während der ganzen Tour kam uns – von einem einzigen Fall abgesehen – nichts abhanden, was besonders hervorzuheben ist, da die Leute beim Handeln einen recht gern übers Ohr hauen. Unser Beil kam sogar haarscharf geschliffen zurück. Es ging nur von Hand zu Hand durchs Dorf. Während dieses Durcheinanders wurden die Einkäufe besorgt, das heißt, unser Ismayl verkündete, daß wir einkaufen wollten, und nun kamen die Weiber und das Handeln ging los, wie wir es ja schon kennen gelernt hatten.

Es kamen aber auch die Kranken. Im Kaukasus gab es für die ganzen nördlichen Täler – ungefähr 25 000 Seelen – nur einen Sanitätshelfen, der natürlich nie in die entlegenen Täler hinunterkam. Alle wollten Salben, Pflaster und Wasserln haben. Nun wurden die Kranken untersucht und befragt. Das ging aus dem Tartarischen ins Russische und aus dem Russischen ins Deutsche und den ganzen Weg wieder zurück. Einer hatte sich einen Nagel eingetreten, andere hatten eitriges Augenentzündungen und Ohrenfluß, einem andern war beim Tanzen durch die Brust geschossen worden. Vorn und hinten war ein Pechpflaster drauf, und er hatte große Schmerzen. Als wir nach Entfernung des Pflasters drückten, spritzte vom und hinten der Eiter heraus.

Dann wurden wir zu einer Fürstin gerufen, die in einem dunklen Raum lag und über Schmerzen im Bauch klagte. Nun gingen die Fragen vom Deutschen ins Russische und vom Russischen ins Tartarische und wieder zurück. Allmählich wurde uns klar, daß die Arme Blinddarmentzündung hatte. Wir empfahlen Wärme und Ruhe, und wenn die Schmerzen nachgelassen hätten, Ritt nach Naltschik und weiter nach Wladikawkas ins Krankenhaus. Die Patientin wollte aber unbedingt eine Medizin. Heute hat man ja Penicillin und Sulfonamide. Wir gaben ihr etwas „für die Katz“, das sind solche Mittel, die nichts schaden, wenn sie auch nicht helfen. Sie bekam zwei Pulver. Zuerst mußte das eine aufgelöst werden, und dann kam eine ordentliche Portion des anderen drauf und beides wurde gleich getrunken. Brauselimonade! Die Arme mußte natürlich fürchterlich rülpsen, aber als wir nach vierzehn Tagen wiederkamen, war sie ganz gesund. Überhaupt hatte allen unsere Kur bestens geholfen.

Am Abend waren wir beim Ortsvorsteher zu Gast. Die Häuser waren außerordentlich primitiv, ein oder zwei Räume. Im Winter waren auch die Tiere drinnen, Mensch und Tier wärmten sich dann gegenseitig. In der Mitte war die Feuerstelle. Der Kessel hing an einem Eisenhaken über dem Feuer. Brot wurde in flachen Schalen gebacken, die in der glühenden Asche lagen und mit Kuhmist abgedeckt wurden, der allmählich auch verglomm. Wir erfuhren allerlei über die Stellung der Frau. Im Nordteil des Kaukasus lebten fast nur Mohammedaner. Die ganze Arbeit wurde von den Frauen und Kindern gemacht. Die Frauen brachten folglich bei der Verheiratung keine Mitgift mit, sondern wurden im Gegenteil dem Schwiegervater abgekauft. Die Preise schwankten in weiten Grenzen, zwischen zwei Hammeln für alte, häßliche Mädchen und hundert Hammeln (ungefähr 700 Mark) für fescbe, kräftige und arbeitsame.



Zu Gast beim Ortsvorsteher von Bezingi (Kaukasus)

Nach zwei Tagen ging's hinauf zum Hochlager. Ringsum standen himmelhochragende Berge, aber kein Blick auf Eis war uns bisher vergönnt. Es war ein merkwürdiger Zug, der da auf schmalem Pfad dahinzog. Voraus ein Esel, den wir noch zusätzlich gemietet hatten, mit einem Teil unseres Gepäcks, dann kam ich hoch zu Roß auf unserem „Kleiderständer“, da ich 40 Grad Fieber hatte, dann sieben Bergler ebenfalls hoch zu Roß, die sich uns angeschlossen hatten, dann Ismayl mit dem Karabasch und schließlich die armen vier Fußgänger mit ihren Rucksäcken, eingehüllt in ihre Burkas, wie die Einheimischen unsere Gummipelerinen nannten, denn es regnete in Strömen. So wand sich der Zug durch dick und dünn bald im Bachbett hart neben dem reißenden Fluss, bald auf dem steilen unwegsamen Schotterhang. Aus dem Mischirgi-Tal kam hochangeschwellen vom Regen und der Schneeschmelze der Mischirgi herunter und versperrte uns den Weg. Ein Hinüberkommen war ausgeschlossen, wir mußten die kühle Nacht und das Anschwellen des Gletscherbaches abwarten.

Am nächsten Morgen ging es angeseilt, die Tiere vorsichtig führend, bis zu den Hüften im Wasser durch die kalten reißenden Fluten. Eine zweifelhafte Kur, wenn man Fieber hat. Bei der letzten saftigen Bergwiese, die den Pferden zur Weide dienen sollte, am Misses Kosch (2550 m) schlugen wir für zehn Tage unser Zelt auf. Kosch entspricht unserem Wort Alm, aber hier gab's nicht wie bei uns schmucke Almhütten und freundliche Sennerinnen. Ein rauchgeschwärzter Felsüberhang, Aschenreste und eine Quelle in der Nähe, das war die ganze Häuslichkeit der Schafhirten. Leider waren sie noch nicht heraufgezogen, und so gingen zwei von uns mit dem Ismayl zum Hammelkauf wieder zurück zum Mischirgi Kosch. Der Misses Kosch war ein selten schönes Fleckerl Erde. Im üppigen Gras standen Margheriten, Vergißmeinnicht, Glockenblumen, und der Berghang hinauf war über und über voll von weißen blühenden Rhododendronbüschen. Jenseits der Moräne wälzte sich wie ein zu Eis erstarrter Strom der Bezingi-Gletscher herunter, und dahinter standen die eisgepanzerten Fünftausender. Prächtiges Wetter hatte sich eingestellt.

Gleich am nächsten Tag sollte ein Berg von 5000 Meter, der Katuintau, in Angriff genommen werden. Proviant wurde hergerichtet und dazu ein Hammel geschlachtet, was unser Ismayl besorgte. Das Ausnehmen erledigte unser Mediziner. Bei offenem Feuer wurden dann die einzelnen Stücke am Spieß gebraten und immer wieder mit Airan bestrichen. Vom Hammelkauf bis zum Essen dauerte es gut und gern

vier bis fünf Stunden. Deshalb verwahrten wir immer wieder einen Fleischvorrat in einer Gletscherspalte, um nach unseren Touren bald ein Essen zu haben. Bei Zeiten krochen wir in unsere zwei Zelte. Um 0:30 Uhr rasselte der Wecker ab. Als wir aufgestanden, Kakao getrunken hatten und gerade abziehen wollten, bemerkte einer von uns, daß sein Rucksack aufgeschnitten und geplündert worden war. Die Schneibrillen und eine Kasette mit Proviant fehlten, außerdem waren alle Sachen unseres Dieners verschwunden. Sofort wurden die Revolver geladen, ich blieb an Ort und Stelle, die anderen krochen leise auf dem Bauch um die Felsblöcke herum, hätten sich beinahe gegenseitig erschossen und kamen dann nach zweistündigem Indianerspiel natürlich ohne den Dieb wieder heim und schliefen ruhig weiter, nachdem es inzwischen für den Katuintau doch zu spät geworden war. Als Täter wurde später ein kleiner Hirtenbube ermittelt. Ein glücklicher Zufall bewahrte uns vor größerem Schaden. In dem Augenblick nämlich, als der Bursche den Rucksack aufschnitt, rasselte der Wecker ab. Das schreckte ihn dermaßen, da er es mit seinem Raub in Zusammenhang brachte, daß er schleunigst die Flucht ergriff.

Besteigung des Dychtau: Der Gipfel kommt und kommt nicht

Nachmittags bestiegen Winkler, Lechner und Wandl den Kelbasch, einen schönen kleinen Aussichtsberg, um verschiedene Routen auszutüfteln. Am 11. August rückten wir alle dem Dychtau an den Leib. Schwer beladen mit Schlafsack, warmen Sachen, Proviant für drei Tage, Photokasten und Spirituskocher keuchten wir bei glühender Hitze über eine steile Geröllrinne hinauf, die mich so zum Schwitzen brachte, daß ich von 100 Meter zu 100 Meter immer gesünder wurde. An einem Seitengrat angelangt, querten wir auf einem schmalen Schichtband zum Misses-Gletscher und bezogen bald darauf auf einer Schutthalde in Großglocknerhöhe unser Biwak. Die größten Steine wurden entfernt, der Platz ein wenig geebnet und eine niedere Steinmauer gegen Westen errichtet, um ein Hinunterkollern zu verhüten. Nach einer Erbsensuppe krochen wir in unsere Säcke. Anfangs wachten wir öfters auf, sei es, daß ein Stein gar zu unverschämt drückte oder der Vollmond gar zu freundlich ins Gesicht schien. Später gewöhnten wir uns aber ganz an das Zigeunerleben. Morgens steckte

einer von uns seine Hände aus dem Sack, zündete den Spiritus an, kroch aber sofort wieder unter die schützende Hülle. Wenn der Kakao dann brodelte, wurde er den anderen im Bette serviert. Das war eine herrliche Einrichtung, da in der Frühe gewöhnlich ein frisches Lüftchen blies. Die Schlafsäcke wurden mit Steinen beschwert, die Rucksäcke geschultert, und dann ging's in die kalte Nacht hinaus. Ein etwa 120 Meter langes Eis-Couloir hielt uns etwas auf. Um 8:30 Uhr erreichten wir den Nordgrat des Dychtau in einer Höhe von 4300 Meter. War das ein Blick! Haltlos ging es jenseits hinab. In schauerlicher Tiefe lag der zerklüftete Kischirgi-Gletscher und darüber der alles überbietende stolze Kostantau. Im Süden stand die 10 Kilometer lange Eismauer der Bezingi-Riesen und im Westen weithin der Firndom des Elbrus. Das Ganze ein überwältigendes Bild!

Auf dem Nordgrat vollzog sich der weitere Aufstieg. Knietiefer, später noch tieferer weicher Pulverschnee und scharfe, vereiste Felsen wechselten ab, und so sollten wir noch 900 Meter hinauf. Ein Gratzahn nach dem anderen wurde bezwungen, immer glaubte man, den Gipfel genommen zu haben, aber er kam und kam nicht. Es wurde 12:00 Uhr, 2:00 Uhr, 3:00 Uhr, da legten wir unsere Rucksäcke ab. Es wurde 4:00 Uhr. Schon zwölf Stunden unterwegs und noch immer nicht am Ziel. Ganz tiefer Schnee (manchmal versanken wir bis zur Brust), Spalten und schließlich auch die ungewohnte Höhenluft (bereits 5000 m) verlangsamten unser Fortkommen mehr und mehr. Da endlich um 5:00 Uhr abends erreichten wir den 5190 Meter hohen Westgipfel. Auf den um wenige Meter höheren Ostgipfel verzichteten wir in Anbetracht der späten Stunde. Prachtvoll lagen Kostantau und Schara mit ihren wuchtigen Eisflanken vor uns, doch wir durften uns nicht in den Anblick versenken, sondern stürmten so rasch wie möglich hinab.

Auf unseren Touren bewegten wir uns immer in zwei getrennten Partien mit stets anderer Zusammensetzung. Die beweglichere Zweierpartie passierte noch vor voller Dunkelheit die Eisrinne, und so erreichte sie die Schlafsäcke, während die anderen in 4300 Meter Höhe ein zweites Biwak beziehen mußten. Gemeinsam stiegen wir am nächsten Tag zu unseren Zelten hinab. Unterwegs begegneten wir einer russischen Partie, die auch auf den Dychtau wollte, aber nicht hinaufkam, oder war es, weil sie in uns Konkurrenten für die Erstbesteigung des Dschailik-Basch witterten?

Am nächsten Tag, einem Rasttag, erschien der Ortsvorsteher von Bezingi. In Vorahnung unserer Gefräßigkeit brachte er auf zwei Eseln

ein paar Kisten mit hartgekochten Eiern mit und unser Naltschiker Brot, das vorausgeschickt worden war. Leider war dieses zu dreiviertel so verschimmelt, daß es nicht einmal die Pferde fraßen. Außerdem brachte er aber auch die Nachricht mit, daß Ismayls Mutter schwer erkrankt war. Da zu erwarten war, daß dieser von unserem Dienst zurücktreten wollte, hatte der Ortsvorsteher gleich einen neuen Diener mitgebracht, seinen Neffen namens Nasür, einen netten, hilfsbereiten neunzehnjährigen Burschen, den wir einfach Nazi nannten. In feierlicher Form wurde der Vertrag auf ihn, „Nasür, Bergedler von Bezingi“, überschrieben. Natürlich wurden auch die Pferde ausgetauscht. Das eine war eine Stute mit einem Füllen, das lustig wiehernd überall herumsprang.

Am 15. August mittags nahmen wir wieder die Rucksäcke auf und wanderten den langen Bezingi-Gletscher hinauf. Diesmal wollten wir den Gestola anpacken. Ganz oben, am Anfang der Mittelmoräne, legten wir platte Steine aufs Eis, breiteten die Schlafsäcke aus und begaben uns bereits um 6:00 Uhr abends zur Ruh. Nach achtstündigem, gesegneten Schlaf ging's bei Laternenschein weiter über einen steilen Lawinenkegel hinauf, bis uns der Bergschrund den Weg versperrte. Er war nicht breit, aber der gegenüberliegende Rand war drei Meter überhöht. Nach zwei Stunden Arbeit war das Hindernis überwunden, aber es kostete Arbeit. Da eine Umgehung nicht zu finden war, suchte ich mir einen guten Stand, und nun stieg mir Winkler als Leichtester auf den Kopf, nachdem er zur Schonung vorher die Steigeisen ausgezogen hatte. Zwei Mann stützten die menschliche Leiter, und der Fünfte mußte auf herunterkommende Steine und Seraks achten. Nun schlug Winkler hoch droben zwei Pickelhauen ein, zog sich an den Stielen hoch, und wirklich, es glückte. Nicht weniger anstrengend war es nun für die anderen, am Seil hochzuklettern. Danach ging es verhältnismäßig sicher auf einer vorspringenden Rippe hinauf bis zu ihrem Ende. Dann hieß es unterhalb eines Hängegletschers auf blankes Eis in eine Mulde hinüber zu traversieren. Als Erster der Dreierpartie hieb ich in fieberhafter Eile Stufen ins spröde, glattgefegte Eis. Über uns drohte der Abbruch des Hängegletschers, ungefähr 1000 Meter tief unten lag ein Chaos zerschellter Seraks. Unsere Eile war also begreiflich. In ständigem Wechsel hackten wir uns dann durch einen Eisabbruch hinauf. Heute würde man mit den herrlichen 12-Zackern mit wesentlich weniger Mühe hinaufspazieren. Mittags war der Steilhang überwunden, nun aber begann noch eine mühevollere Arbeit. Bis

zum Knie und zum Teil noch tiefer versanken wir im Schnee und noch 600 Meter!

Um 5:00 Uhr erreichten wir die sanfte Mulde zwischen Katuintau und Gestola. Nun hatten wir die Wahl, den einen oder den anderen. Ein Biwak ohne Schlafsack, diese ließen wir unten am Schlafplatz, war uns auf jeden Fall sicher. Wir entschlossen uns für den Gestola, denn von ihm aus wollten wir einen neuen Abstieg über den Lialwer hinunter, Um 7:30 Uhr abends, gerade als die Sonne hinter dem mächtigen Dom des Elbrus verschwand, betraten wir den 4860 Meter hohen Gipfel des Gestola. Ein überwältigender Anblick war es, all die eisigen Spitzen und Zacken in blutrotem Schimmer zu sehen. Lange standen wir wie verzaubert da oben. Doch auf einmal war die ganze Pracht verschwunden. Schwere Wolkenbänke schoben sich herauf. Ein eisiger Südweststurm jagte uns hinunter, aber die Dunkelheit verhinderte sehr bald das Weiterkommen. Weit und breit kein schützender Vorsprung, keine windstille Mulde, nichts als steile Eishänge und glatt gescheuerte Felsplatten. Wir versuchten, eine kleine Steinmauer zu errichten, doch der Sturm riß sie uns sofort nieder. Wir kauerten uns zähneklappernd hinter den Trümmern zusammen. Winkler schrieb in seinen Bericht: „Mir war es wahrhaft ein Rätsel, wie hier oben, in Gipfelhöhe des Mont Blanc, ein Mensch eine Nacht in diesem Sturmeswüten verbringen konnte.“ Endlos schien die Nacht, da glaubten wir einen rötlichen Schimmer zu gewahren. Ich holte die Uhr heraus, 10:00 Uhr! Erst zwei Stunden überstanden, also noch sechs bis sieben vor uns! Die Lage war qualvoll. Einer nach dem anderen bekam von der unnatürlichen Stellung einen Muskelkrampf. Dabei heulte der Sturm immer ärger, zwei Batismäntel gingen in Fetzen. Kaum erwarteten wir das Morgengrauen, so rannten wir zähneklappernd, aber frisch und fröhlich trotz der durchwachten Nacht zur nächsten Scharte. Auf dem nach Nordwesten ziehenden Grat ging es nun weiter über Firnschneiden und Felszacken, die wir teils über- oder umgingen. In schauerlicher Steilheit ging es rechts zum Bezingi-Gletscher hinunter, und auch links war es nicht einladender. Nach einigen Stunden erreichten wir den 4350 Meter hohen Lialwer. Es war die erste Begehung dieses Grates.

Zum Abstieg wählten wir eine steile Felsrinne in der Nordostflanke, in der wir zeitweise abfahren konnten. Das war wohl nicht die sicherste, aber die schnellste Art, hinunterzukommen. Unten ein weiter Sprung über die Randkluft, und dann waren wir geborgen. In lustigen

Sprünge von Spalte zu Spalte erreichten wir bald unsere Schlafsäcke, und eine Weile später – fünfzig Stunden nach unserem Aufbruch – konnte unser getreuer Nazi uns Totgeglaubte mit überschwenglichen Worten der Freude die Hände schütteln. Nun hieß es Abschied nehmen von dem wohl großartigsten Teil des Kaukasus. Nach zwei Tagen waren wir wieder in Bezingi bei unserem freundlichen Ortsvorsteher. Mit einigem Bangen waren wir ins Dorf gekommen. Wie würden die Kranken uns Quacksalber empfangen? Aber zu unserer Überraschung und Freude waren alle gesund geworden, selbst die Fürstin mit ihrem Brausepulver. Während die Frauen für uns buken, saßen wir mit dem Ortsvorsteher ums Feuer, der uns von den Sitten und Gebräuchen der Bergtartaren erzählte, von der Stellung der Frauen, von dem Leben der Hirten und noch vieles mehr.

...

1915 – Einsatz in den Dolomiten und Balkanfeldzug

Am 5. Juni 1915 fuhren mein Bursch Frohnauer und ich über den Brenner nach Brixen zum Generalkommando des Alpenkorps. Hier war man sprachlos, wie großartig der General in München funktionierte; kaum forderte man einen Offizier an, so ist er auch schon da! Mein Vorgänger wurde abgelöst, da er nicht schwindelfrei war; nun, das war ich zum Glück. Nach 21:00 Uhr ging's im Auto über Klausen, Waidbruck, wo wir eine Reifenpanne hatten, und weiter dem rauschenden Grödner Bach entlang über St. Ulrich nach Wolkenstein. Nur wenn man zehn Monate in Frankreich lag, kann man sich das Glücksgefühl vorstellen, das mich packte, als ich durch diese überwältigende Landschaft mit den wilden Zacken und lieblichen Ortschaften bei hellem Vollmondschein fuhr. Um 1:00 Uhr nachts kamen wir in Wolkenstein an. Kein Mensch war mehr wach; nicht einmal ein Posten war zu finden! So gingen wir ins Grand Hotel, fanden drei leere Zimmer für Chauffeur, Frohnauer und mich, und schliefen herrlich in Daunen.

Der nächste Tag war ein strahlender Sonntag, die Matten in herrlichem Grün und dahinter die Zacken der tief verschneiten Sella-gruppe! Ich meldete mich beim Abteilungs-Kommandeur, der wieder ganz begeistert war über die Schnelligkeit des Generals in München. Ich wurde der 8. Gebirgs-Kanonen-Batterie (Geba 8) als Ordonnanz-offizier zugeteilt. Die Batterie war halb bayrisch, halb württembergisch. Mein Batterieführer, Herr Hauptmann Günther Rüdell, war ein ganz besonders lieber Mensch, mit dem ich bis zum Kriegsende in Verbindung blieb. Im Herbst 1915 kam er ins Kriegsministerium nach Berlin und im 2. Weltkrieg war er der Oberste Befehlshaber der Flakformationen. Den bayrischen Zug führte Oberleutnant Germersheim, den württembergischen Oberleutnant Muff. Am Nachmittag ritt ich auf das Grödner Joch, um die Wege zu erkunden, abends erhielt ich den Befehl, 450 Granaten über das Grödner Joch nach St. Leonhard zu schaffen. Ich rief sofort den Standschützenmajor (Abschnittskommandeur) an, es war der Wirt der Regensburgerhütte, und bat ihn, mir am nächsten Morgen 25 Bauernkarren zu schicken. Am nächsten Tag um 5:30 Uhr kamen sieben Karren; es mußte also dreimal gefahren wer-

den. Um 12:00 Uhr kam die erste Portion am Joch an, da der Weg durch die Batterien völlig versperrt war. Da weder die Leute noch die Pferde Gebirgs Erfahrung hatten, flog ein Geschütz und ein Wagen nach dem anderen um und schließlich brach noch eine Deichsel. Die Feldküche ging völlig drauf! Da es mir zu langweilig war, auf dem Joch stundenlang zu warten, kletterte ich mit Frohnauer auf die Tirschspitzen, eine nette mittelschwere Kletterei und kontrollierte „von oben“ den Transport. Wir übernachteten oben auf dem Joch im Wirtshaus, das von Kriegsvolk gesteckt voll war.

Am nächsten Tag lieferte ich meine Munition bei einem Hauptmann in Kolfuschg ab und ritt frohgemut in unsere Unterkunft in St. Leonhard. Nun begann mit Macht das Geschützexerzieren und Karabinerschießen, denn wer wußte, wie bald wir schon eingesetzt würden. Am 10. Juni erkundete ich Wege; unter anderem über Rittberg nach St. Vigil im Rautal zur Feststellung, wie weit sie für Gebirgsgeschütze fahrbar wären. Oben ließen wir die Pferde grasen, doch bald nahmen diese Biester die Gelegenheit wahr, durchzubrennen. Nun begann eine tolle Jagd; ich glaube so geschnauft habe ich mein Lebtag nicht, als ich mit Bergschuhen ungefähr 200 Meter mit den Pferden um die Wette lief! Bald sahen wir ein, daß unsere großen Wagen für den Gebirgsdienst völlig ungeeignet waren und so besorgten wir uns zweirädrige Karretten von den Bauern. Am 19. Juni nahm mich der Regimentskommandeur vom Infanterie-Leib-Regiment, Oberst Franz von Epp (der spätere Reichsstatthalter von Bayern), im Auto als artilleristischen Berater auf Erkundungsfahrt mit. Der Weg führte uns über Toblach, Innichen und Sillian nach Kartitsch im Lesachtal, wo Auffangstellungen ausgesucht wurden für den Fall eines italienischen Vorstoßes ins Pustertal.

In Innichen orientierte uns der österreichische Divisions-General Goinger über die Lage in seinem Abschnitt, die wenig ermutigend war; es standen ihm für eine Front von 20 Kilometer nur drei Standschützen-Kompanien zur Verfügung. Da war es kein Wunder, daß wir Deutsche von der ganzen Bevölkerung als „Retter“ mit hellem Jubel begrüßt wurden. Nach der Besprechung suchte ich noch Geschützstellungen aus und dann ging's mit 60 bis 80 km/h Geschwindigkeit (damals enorm schnell) wieder heim. Auffallend war, wie arm die Bevölkerung war im Vergleich mit unserer im Reich, und damals besonders. Es gab schon lange nur mehr ganz bitteres Maisbrot. An uns wurden sie leider auch nicht reich, denn das Quartiergeld für einen Offizier

betrug 52 Heller, für einen Mann 2 Heller, für ein Pferd 3 Heller und einen Wagen 0,05 Heller pro Tag (100 Heller = 1 Krone = 60 Pfennig).

Am 20. Juni unternahm ich eine interessante Nacht- und Orientierungs-Übung mit dem Batterie-Trupp. Zwei Tage später gab es eine große Übung mit der ganzen Batterie, wobei die Geschütze zerlegt und auf Pferde verladen wurden. Und am 24. eine gemeinsame Übung mit der Infanterie (Leib-Regiment), die von 4:00 Uhr früh bis spät abends dauerte und außerordentlich lehrreich war. Vor allem zeigte sie uns, daß eine Geba für eine eilige Verfolgung auf Gebirgspfaden unbrauchbar ist, da sie viel zu langsam vorwärtskommt und durch Wegverbesserungen enorm aufgehalten wäre. Zwei Pferde stürzten uns ungefähr 40 Meter ab, ohne sich merkwürdigerweise nennenswert zu verletzen. Am 21. Juni erhielt ich die Nachricht von der Verleihung des Eisernen Kreuzes II. Klasse. In der Urkunde vom 2. Infanterie Regiment hieß es: „... und zwar für schneidiges Verhalten bei Erkundung der feindlichen Stellung und tatkräftige Führung des Fernsprechtrupps ...“.

Ein eisernes Kreuz

Am 26. Juni sollte endlich das erste Scharfschießen auf dem Wolfsgrubenberg stattfinden; am Vorabend richteten wir uns eben für das Biwak ein, als ein Meldereiter schweißtriefend mit der Nachricht kam: „Batterie rückt sofort ab, um bei Sexten in Stellung zu gehen!“ Also schienen die Italiener nun endlich loszumarschieren, nachdem sie bereits am 23. Mai den Österreichern den Krieg erklärt hatten. Wir Deutsche befanden uns in einer ganz merkwürdigen Lage, denn zwischen uns und den Italienern bestand kein offizieller Kriegszustand. Es war also fraglich, ob wir bei einer Gefangennahme als Kombattanten galten. Eine weitere Schwierigkeit bestand darin, daß das Alpenkorps Mützen hatte, die den italienischen sehr ähnlich sahen. Um Verwechslungen zu vermeiden, nähten wir uns weiße Flecken hinten auf die Mützen; bei Rückkehr von Patrouillen drehten wir die Mützen natürlich um.

Abends um 21:00 Uhr kamen wir nach Percha zurück und marschierten am nächsten Tag um 5:00 Uhr über Niederndorf nach Sexten. Inzwischen war ich mit dem Major im Auto vorausgefahren um Batterie-Stellungen zu erkunden. Der württembergische Zug (zwei Geschütze) wurde ganz versteckt an einen Waldrand gestellt, und der

bayrische auf die wundervolle Rotwandwiese (2000 Meter hoch), die über und über mit Trollblumen, Braunellen, Enzian und Alpenrosen übersät war; dabei hatte man einen herrlichen Rundblick auf die Dreischusterspitze, Rotwand und Trabanten. Später, als uns die Italiener auf der Wiese entdeckten, stellten wir die Geschütze an den äußersten Rand einer Felswand, die zum Fischleintal abbrach und waren damit praktisch nicht zu fassen. Kurzschüsse gingen in den Vorderhang und Weitschüsse flogen über uns ins Tal. So schön die Stellung war, so war sie doch etwas heikel, da wir vor der Hauptstellung lagen und nur wenig Infanterie vor uns im Talgrund hatten. Als Beobachtungsstelle suchte ich eine Felsnase (2300 m) von der man einen herrlichen Überblick hatte; als ich sie meinem Batteriechef Herrn Hauptmann Rüdel vom Tal aus zeigte, erklärte er, da werde er nie hinauf können. Unter meiner Führung ging's ganz gut; und einmal oben, blieb er tagelang droben, so begeistert war er von diesem Fleckerl Erde. Abends meldete ich mich bei dem österreichischen Artillerie-Kommandeur, dem die Batterie unterstand. Etwas ungewohnt für uns war das „Duzen“ in der österreichischen Armee – „Du, Herr Oberst“. In Sexten wohnte ich im Haus von Sepp Innerkofler, dem bekannten Bergführer, einem prächtigen Menschen, mit dem ich später eine feine Patrouille machte.

Am 27. Juni um 4:30 Uhr stieg ich mit österreichischen Zivilarbeitern (Bosniaken) zur Rotwandwiese an, um einen vom Feind uneingesesehenen Weg vom Fischleintal zu den Geschützen festzulegen. Auf diese Weise konnte man dann bis zur Stellung reiten, was sehr angenehm war und von dort zu Fuß zur Beobachtungsstelle oder auf Patrouille weiter gehen. Übernachtet habe ich immer in Sexten. Als ich, wie ich es immer tat, zwei Stufen überspringend die Treppe hinunter lief, sagte Innerkofler zum Frohnauer, der bei ihm in der Stube saß: „Dös is a richtiger Bergsteiger, dös hört ma glei.“

Am 28. Juni stieg ich wieder zur Beobachtungsstelle und erkundete von dort die vordersten Infanterieposten; dann lief ich wieder nach Sexten und stieg um 17:00 Uhr mit zehn Mann und Telefongerät Kabel legend zur Beobachtungsstelle und weiter zum Vorposten, so daß wir nun Verbindung von Bad Moos über Batterie, Beobachtungsstelle bis zum Vorposten hatten. Um 3:30 Uhr in der Früh kehrten wir zurück. Eine gehörige Arbeit mit netter Kletterei. Die armen Kerle waren teilweise so müd, daß sie mir unterwegs einschliefen (eine Kabelrolle hatte 20 Kilogramm). Am nächsten Tag um 6:00 Uhr früh stieg ich mit meinem Hauptmann wieder zur Beobachtungsstelle, da die Telefon-

leitung nicht richtig funktionierte. Meine Telefonisten waren zu müde. Wir, wie auch andere Formationen, hatten viele Herzkranke, auch bei den Pferden. Sie alle gingen viel zu schnell. Mein Reitpferd, ein schöner, kräftiger Rappe, war manchmal voll Blut von aufgesprungenen Adern. Am Nachmittag schoß sich ein Zug auf verschiedene Ziele ein. Die Geschosswirkung war nicht sehr groß. Vor allem aber war die Geschossgeschwindigkeit so gering, daß der Abschlußknall vor den Geschossen ankam, so daß der Gegner Zeit hatte, in Deckung zu gehen. Bei den italienischen Geschützen war dies zum Glück ebenso.

Am 30. Juni machte ich eine denkwürdige Erkundung mit Sepp Innerkofler. Zweck war, heraus zu bekommen, wo italienische Batterien standen und wie viel Infanterie im Gebiet der Arzalm lag. Da unter Umständen ein Überfall beabsichtigt war, bestand die Patrouille aus einem österreichischen Oberleutnant mit neun Mann, einem Leutnant und drei Mann vom Infanterie-Leib-Regiment, dem Innerkofler und mir. Nach eingehenden Beobachtungen vom Elfer Nordgrat auf das Büllele-Joch, den Paternkofel etc. biwakierten wir auf der Andernten-alm. Am nächsten Tag stiegen wir durch die Eisrinne zur Sentinella-Scharte. Da wir nicht wußten, ob sie besetzt war (von Süden ist sie viel leichter), kletterte Innerkofler seitlich in die Wände und legte sich mit seinem Zielfernrohrgewehr auf die Lauer, falls ein „Katzlmacher“ seinen Kopf vorstrecken sollte. Sie war aber nicht besetzt. Ein Zettel meldete uns die heroische Tat, daß im Mai eine italienische Patrouille oben war.

Von der Scharte hatten wir einen herrlichen Blick auf Padola und die ganze Umrahmung der Arzalm. Ungefähr 800 Meter von uns entdeckten wir ein Zelt. Als Morgengruß schickten wir unseren lieben Bundesgenossen eine blaue Bohne ins Zelt, worauf fünf Kerln wie aus der Pistole geschossen herausaustreten und hinter einem Felsblock verschwanden. Wir dachten schon daran, die Burschen einzufangen, da kam aus dem Tal eine Ablösung von 50 Mann und ebenso viele aus der Umgebung. Da war natürlich nichts zu machen. Da sich die Italiener ruhig verhielten, setzten wir zu viert unsere Erkundung fort; die übrigen blieben auf der Scharte, um unsern Rückzug zu decken. Wir vier traversierten auf den Bändern der Elfer Ostwand, bis wir hinter die italienischen Stellungen sehen konnten, und fertigten Skizzen an. Kaum hatten wir den Rückweg angetreten, ging ein Schnellfeuer auf uns los, daß es nur so zischte und surrte. Zum Glück schossen sie nur mit Gewehren; eine Batterie stand offenbar nicht zur Verfügung, sonst

wäre es uns schlecht gegangen. Die Unseren auf der Scharte gaben ganze Salven auf die Italiener ab, worauf sich diese für Momente duckten. Diese Pausen benützten wir, um mit affenartiger Geschwindigkeit zum nächsten Riß zu klettern, oder wir legten uns platt auf die Bänder. Die Schüsse und Steine prasselten nur so um uns. Bald sprang der eine auf, dann der andere; 20 bis 30 Minuten dauerte diese Jagd. Zum Schluß mußten wir noch ein ungefähr 150 Meter breites offenes Schneefeld im Laufschrift querem! Die Zunge hing uns heraus, aber dann waren wir alle vier wohlbehalten bei den Unseren. Ein paar fröhliche Jodler kündeten den Wälschen, daß sie nichts getroffen hatten. Um 11:30 Uhr ging's vergnügt heim. Eines hatten wir erkannt: Unsere Batterie und Beobachtungsstelle mußten unbedingt Infanterieschutz bekommen, da sie in ein bis zwei Stunden auf keineswegs schwieriger Route zu erreichen waren. Abends gab's in Sexten Forellen und eine fröhliche Feier.

Der 2. Juli war endlich einmal ein Rasttag. Das ganze militärische Leben spielte sich in dem Gasthaus zur Post in Sexten ab, in dem alle Offiziere aßen, der österreichische Oberst sein Büro hatte und in dem die Telefonzentrale untergebracht war. Als mir der Oberst eines Tages freudestrahlend erzählte, er bekomme jetzt eine deutsche Langrohr-Batterie, mit der er nach Santo Stefano hinüberschießen könne, teilte ich keineswegs seine Freude. Ich wußte ja vom Stellungskrieg in Frankreich, daß solche Schießereien immer auf Gegenseitigkeit beruhten. Ich prophezeite ihm, es würde sicher nicht lange dauern, bis Sexten beschossen würde; aber er glaubte es mir nicht. Der in Bad Moos stehende österreichische 30,5 cm-Mörser konnte nicht so weit schießen. Anfang August – ich lag damals im Roten Kreuz Lazarett in München – war es dann so weit. Die Italiener hatten auch schwere Geschütze aufgefahren; wie der Zufall es will, ging der erste Schuß in das Gasthaus zur Post. Die treue Kathi, die Kellnerin, war tot, die Telefonzentrale war zerstört, und bald brannte ganz Sexten ab. Ein Jammer! Natürlich war gar nichts vorbereitet, so daß das Telefon tagelang nicht funktionierte – echt österreichisch.

Der Kampf um die Sextner Rotwand

Am 3. Juli führte ich eine Patrouille auf die Sextner Rotwand (2966 m), um die Leute vom Leib-Regiment, die unsern Schutz übernehmen sollten, über die Lage zu orientieren und ihnen die Kletterrouten zu zeigen. Damals sah ich so recht, wie gut es war, daß ich so viele große Bergtouren gemacht hatte. Stellen, die mir leicht vorkamen, boten den anderen ernste Schwierigkeiten. Am 4. Juli erkundete ich eine Batterie-Stellung auf dem Seikofel, um eventuell ein italienisches Lager beschießen zu können. Am Nachmittag durcheilte Sexten die Trauerkunde von dem Tod des braven Sepp Innerkofler auf dem Paternkofel.

Sechs Wochen nach der Kriegserklärung hatten die Italiener endlich den Einbau ihrer Artillerie beendet und legten los, mit Kalibern von der Gebirgsspritze bis zu 28 cm-Mörsern. Am 5. Juli bekamen wir, das heißt unser württembergischer Zug, die ersten schweren Brocken zu spüren. Sieben Schuß setzten sie zwischen und um die Geschütze herum, jedoch ohne Schaden anzurichten. Die Mannschaft trat natürlich ab, so daß auch niemand verletzt wurde. Wir sahen von der Beobachtungsstelle dieses schauerlich schöne Schauspiel an, wie bei jedem Schuß Erde, Steine, Balken und Baumstämme in die Luft flogen. Wir waren in ernstester Sorge um unsere Leute und Geschütze. Da das Telefon gestört war, eilte ich nach der Beschießung im Eiltempo hinunter und freute mich, wie genau die Wälschen ihre Schüsse *neben* die Kanonen setzten. Selbstverständlich zogen wir sofort aus und bauten eine neue Stellung auf der Rotwandwiese, wo nun alle vier Geschütze standen. Mit schweren Brandgranaten schossen die Gegner auf unsere Infanteriestellungen im Hochwald; dann loderten jedes Mal mächtige Tannen wie riesige Fackeln gegen den Himmel. Allmählich wurde es immer unruhiger; dauernd rollte der Donner der Geschütze, der sich vielfach an den Felswänden brach. Wenn die schweren Festungsgeschütze am Innergsell schossen, gab's achtfaches Echo und lange nach dem Schuß rollte es noch dumpf weiter.

Fast täglich hatten wir Hochgewitter, aber wenn der Herrgott zu donnern anfang, dann stellten wir Menschlein unseres ein; er konnte es halt doch noch viel besser. Der österreichische Bergführer und ich wechselten täglich mit unseren Patrouillen ab. Auf diesen mitgehen zu dürfen, war das höchste Glück unserer Kanoniere; beziehungsweise nicht mitgenommen zu werden, die schwerste Strafe. Allmählich sprangen wir von Fels zu Fels und fuhren auf steilen Schneehängen

ab wie junge Gemsen. Oft sagten wir: Von uns aus kann der Krieg noch lange dauern! Um die italienische Artillerie besser bekämpfen zu können, erkundete ich am 13. Juli eine Geschützstellung auf dem Rotwand-Nordgrat (2671 m), von der man sowohl auf das Drei-Zinnen-Plateau wie auf den Kreuzbergsattel schießen konnte. Abends noch stellte ich den Antrag bei dem österreichischen Artillerie-Kommandeur.

Am 15. führte ich eine Patrouille auf den Elfer Nordgrat, die Sentinella-Scharte und Rotwand-Scharte aus, um mich über die momentane Lage zu vergewissern. Zur Batterie zurückgekehrt, erfuhr ich, daß unser Antrag, da zu gefährlich, abgelehnt worden war. Am nächsten Tag lief ich gleich nach Sexten hinunter, um unseren Wunsch doch noch durchzudrücken. Tatsächlich gelang es mir, die Erlaubnis zu bekommen und mehr noch, ich bekam sofort 85 Bosniaken zum Wegbau sowie ein Maschinengewehr und 21 Mann zur Besetzung der Sentinella-Scharte, unter der der Geschütztransport durchführen sollte. Am 17. Juli begannen wir mit dem Wegbau zur Anderten-Alm und der Anlage eines Felsensteiges vom Schneefeld zum Rotwand-Nordgrat. Noch in der gleichen Nacht (17./18.) brachen wir um 2:00 Uhr mit einem Geschütz von der Rotwandwiese auf. Da der Weg vom Feind einzusehen war, mußten wir bei Nacht losziehen. Es regnete und stockfinster war's; kein Wunder, daß die Pferde stolperten und stürzten. Zwei mußten wir mit gebrochenem Genick im Gletscherbach liegen lassen.

Mit Tagesgrauen erreichten wir das Schneefeld. Nun wurde das Geschütz, das bisher zerlegt von Pferden getragen wurde, zusammengesetzt und auf einen Schlitten verladen. Völlig durchnäßt und zitternd vor Kälte standen die Leute herum und schauten mit besorgten Blicken hinauf, als ich ihnen zeigte, wo das Geschütz hinauf sollte. Zum Glück kam allmählich die Sonne durch. Eine schwere Eisenstange wurde in den Schnee gestoßen und mit Hilfe eines Flaschenzuges zogen nun 20 bis 25 Mann den Schlitten über das steile Schneefeld hoch. An der steilsten und engsten Stelle löste sich plötzlich hoch über uns eine Steinlawine und stürzte durch das Couloir auf uns zu. Die Steinbrocken sausten nur so zwischen uns durch, aber wunderbarerweise gab's nur einen Leichtverwundeten. Am Felsensteig angekommen (11:00 Uhr, ca. 2500 m) legten wir das Geschütz wieder auseinander und transportierten die einzelnen Teile, von denen das schwerste 110 Kilogramm wog, auf Tragen weiter (je zwei Mann). An der heikels-

ten Stelle, einer Traverse an einer Felswand, mußten 15 Leute wegen Schwindels zurückgeschickt werden. Da mir die Geschichte zu riskant war, trugen der österreichische Bergführer und ich die einzelnen Stücke über dieses unangenehme Wegstück hinüber; wäre nämlich ein einziges Stück hinuntergefliegen, wäre das ganze Geschütz unbrauchbar gewesen. Dann folgten leichtere Stellen über Schnee und Geröll. An einer kleinen Klamm wurden die Teile ungefähr fünf Meter abgeseilt. Um 17:00 Uhr stand das Geschütz auf seinem Platz (ca. 2700 m). In fünfzehn Stunden hatten wir es geschafft; fürwahr eine Glanzleistung.



Geschütztransport zur Sentinella-Scharte an der Sextner-Rotwand (1915)

Während der Nacht trugen unsere braven Leute Granaten herauf. Jeder trug vier Stück, zwei in den Hosentaschen und zwei in den Rockschößen. Um 4:00 Uhr früh legte ich noch eine Telefonleitung und um 6:30 Uhr flogen die ersten Granaten in die italienischen Unterstände am Büllele-Plateau. Wie die Wespen sausten die Wälschen heraus und wußten gar nicht, woher sie beschossen wurden, denn sie suchten Deckung gegen den Toblinger Riedl (Norden) statt gegen Osten. Am Nachmittag drehten wir unsere Kanone um 180 Grad und schossen auf italienische Kolonnen, die zum Kreuzbergsattel hinauffuhren. Auch diese waren höchst erstaunt, plötzlich Feuer zu bekommen.

Erst rechts, dann links: Der nächste Knöchelbruch

Am 20. machte ich Rasttag, schon wegen meiner Finger, die durch das scharfe Gestein aufgerissen waren und eiterten. Am 21. stieg ich wieder hinauf zur Stellung und legte einen Rückzugsweg für das Geschütz fest, für den Fall einer Besetzung der Sentinella-Scharte durch die Italiener. Abseilblöcke wurden mit roter Farbe markiert und wenn nötig, wurde mit Hammer und Meißel nachgeholfen. Am nächsten Tag, dem 27. Juli, erkundete ich eine Stellung für ein zweites Geschütz. Beim Abstieg von der Beobachtungsstelle über eine steile Wiese, knickte plötzlich der linke Fuß um, wohl infolge Übermüdung, es knackte und der Knöchel war gebrochen! Acht Leiber trugen und schleiften mich in zwei Stunden ins Tal, wo bereits das Sanitätsauto stand. Abends lag ich bereits nach einer wilden Fahrt im Lazarett in Bruneck.

Nun war die schöne Zeit in den Dolomiten und vorerst auch der Krieg für mich vorbei.

. . .

1919 – Eintritt in die Dr. Alexander Wacker Gesellschaft für elektrochemische Industrie, Burghausen

Zu Hause angekommen, erzählte Vater, kaum sei ich abgefahren, habe Direktor Hess der Firma Dr. Wacker Gesellschaft angerufen, jetzt hätte er einen Posten für mich. Ich war ganz traurig und ärgerlich, denn ich wäre natürlich viel lieber im Land geblieben! Vater meinte, ich solle auf alle Fälle zu Hess gehen, man wüßte nie, für was etwas gut ist.

So begab ich mich in die Karlstraße 10 ins Büro der Dr. Alexander Wacker Gesellschaft. Als Dir. Hess hörte, daß ich in Ludwigshafen noch nicht anfangen könne, schlug er mir vor, so lange bei Wacker zu arbeiten, bis die Einreiseerlaubnis vorliege. Da ich mich an die BASF gebunden hatte, frug ich dort an, ob sie mit dem Vorschlag von Dir. Hess einverstanden wären. Als die telegrafische Zusage kam, wurde der 1. März als Arbeitsbeginn bei Wacker vereinbart. Auf Wunsch von Emma bat ich um Verwendung in Burghausen. Zu Haus stellte Mutter die Emma natürlich gleich an, wie sie dies meisterhaft verstand, das Geländer des Stiegenhauses, die Bilder etc. abzustauben, und sich auch sonst nützlich zu machen. Da diese Tätigkeit Emma nicht sonderlich anregte, zog sie es vor, wieder Collegs auf der Uni zu besuchen. Die Freundinnen waren natürlich sehr überrascht und meinten, die Ehe sei bereits in die Brüche gegangen.

Trotz aller erdenklicher Pflege starb am 13. Februar das kleine Hermännchen von Otto und Elsie mit fünf Jahren an Leukämie. Es war ein selten lieber Kerl, unvergesslich blieb mir das überglückliche Gesichtl, als er einmal bei einem Karussell auf einem Pferd sitzen durfte, so als ob's die höchste Seligkeit auf Erden wäre. Die strahlenden Augen und der blonde Schopf waren einfach entzückend. Arm, so früh sterben zu müssen!

Am 27. Februar reisten Emma und ich mit all unseren Habseligkeiten nach Burghausen und stiegen im Hotel zur Post ab. Wie die meisten Bayern hatten wir vorher nie etwas von Burghausen, dem alten, verschlafenen Salzachstädtchen gehört. Als wir mit unseren Koffern vom alten Bahnhof stadteinwärts pilgerten – Fuhrwerk gab's keins –

und die vielen Türme der Burg sahen, waren wir trotz des unfreundlichen Wetters ganz begeistert.



Burghausen im Jahr 1928

In Burghausen war ganz große Wohnungsnot. Durch die im Krieg errichtete Fabrik und den Bau des Alzkanals waren sehr viele Leute hergezogen. Auf dem Magistrat vertröstete man mich auf einige Jahre. Schließlich meinte der Beamte, ich könnte es bei der Augentalerin probieren. Die Augentalerin war eine dicke alte Frau mit einem riesigen Kropf. Sie hatte eben ihren Mietern gekündigt, da diese auf ihren Mahagonitisch nicht aufpaßten, und nun wolle sie niemand mehr nehmen. Eine halbe Stunde bearbeiteten wir sie und versicherten, wir hätten zu Haus auch schöne Möbel und könnten mit solchen gut umgehen, da gab sie uns „die Wohnung“. Nun, überwältigend großartig war sie nicht; eine Wohnküche und ein winziges Kammerl, das war alles. Die Türe war so niedrig, daß man sich bücken mußte, aber wir waren glücklich und die Lage mit dem Blick auf die Stadt und die Salzach war einfach entzückend. Die kleine Wohnküche hatte einen Meter dicke Mauern, war also gut zu heizen, was damals gar

nicht hoch genug zu schätzen war. Der Boden war schräg, so daß sich alle heruntergefallenen Gegenstände in einem Eck vereinten. Herd, Schreibtisch (ein kleines Tischerl auf einem kleinen Podest), Speiseschrank und Esszimmertisch waren von der Mitte des Raumes mit dem Arm erreichbar, man sparte also Wege. Man brauchte keinen Wecker, denn die Dachln in den Turmnischen machten in der Früh einen solchen Radau, daß ein Verschlafen nicht zu befürchten war. Wir fühlten uns sehr behaglich und glücklich in diesem Turmstüberl.



Das Ehepaar Gruber 1919 im „Augentalerturm“ auf der Burghauser Burg

Einmal, als ein Gewitter im Anzug war, suchte ich Emma mit dem Feldstecher auf dem Stadtplatz und warf ihr, als sie den Burgberg heraufkam, kurz vor dem Platzregen den Regenschirm hinunter. In der ersten Nacht heulte ein furchtbarer Sturm, wie wir meinten. Ich schaute beim Fenster hinaus, doch es rührte sich kein Zweiglein. Nun horchte ich beim Stiegenhaus, da hörte ich bekannte Töne – die alte Augentalerin sang das „Kropflied“. Die Arme konnte schon seit Jahren in keinem Bett mehr schlafen. Nacht für Nacht saß sie in einem Lehnstuhl im Flur, um Luft zu bekommen. Meine Emma hatte die Alte

gleich ins Herz geschlossen und gab ihr allerlei gute Ratschläge. Unter anderem brachte sie ihr das Brotbacken bei, wobei sie sich zunächst einmal in die Hände spuckte, weil es sonst nicht glücke. Sie war überhaupt eine „Unschuld“ vom Lande. Ihre fünf Kinder hatte sie von ebenso vielen Männern, nur die Ehe mit ihrem angetrauten Mann blieb kinderlos.

Groß waren meine Erwartungen, als ich am 1. März 1919 in das Werk hinaus radelte, das zweieinhalb Kilometer entfernt hinter einen Wald versteckt lag. Zwischen dem Glöcklhofer Gasthof und dem Werk standen damals nur fünf Häuser!



Das Werk Burghausen der Dr. Alexander Wacker Gesellschaft für elektrochemische Industrie 1920

Mit meinem – vorerst interimswisen – Eintritt in die Dr. Alexander Wacker Gesellschaft für elektrochemische Industrie begann der dritte Lebensabschnitt. Wenn er auch nicht so turbulent und gefahrvoll war wie der zweite, so ließ er an An- und Aufregungen, an Vielfalt der Aufgaben, an Verantwortungsfülle, an Freud und Leid im Beruf und in der Familie nichts zu wünschen übrig.

Die Geschichte der Dr. Alexander Wacker Gesellschaft

Zunächst ein Blick die Geschichte der Gesellschaft und ihres Gründers, des Geheimen Kommerzienrates Dr. phil. h. c. und Dr. jur. h. c. Alexander Ritter von Wacker. Alexander wurde acht Monate nach dem Tod seines Vaters, am 29. Mai 1846 in Heidelberg geboren. Nach der Mittelschule machte er eine kaufmännische Lehre durch und betätigte sich als Kaufmann in der Textilbranche. 1875 übernahm er die Führung einer Werkzeug-, Maschinen- und Gasmotorenfabrik, die er nach kurzer Zeit hochbrachte.

1877 lernte er Sigmund Schuckert kennen, der seit 1875 Dynamos für Beleuchtungs- und Kraftübertragungszwecke in einer verhältnismäßig kleinen Werkstätte anfertigte. 1879 übernahm Wacker die Generalvertretung von Sigmund Schuckert für Nord- und Mitteldeutschland. Auf Drängen von Schuckert trat er 1883 als Teilhaber der offenen Handelsgesellschaft in Nürnberg ein. 1883 erstellte die Firma Schuckert die elektrische Industriebahn bei Steinbeis & Co. in Brannenburg. Einige Jahre später fuhr die erste elektrische Straßenbahn zwischen Schwabing und Ungererbad in München. 1885 wurde die Herstellung von Parabolspiegeln für elektrische Scheinwerfer aufgenommen. Bei der nun einsetzenden stürmischen Entwicklung der Elektro-Industrie erwies sich Alexander Wacker als hervorragender Finanzmann. 1887 wurden die Elektrizitätswerke in Lübeck und im Freihafen Hamburg erstellt, denen Jahr für Jahr weitere Werke folgten.

1892 trat Sigmund Schuckert wegen einer Nervenerkrankung von der Geschäftsleitung zurück, die nun Alexander Wacker allein besorgen mußte. 1893 wurde er Generaldirektor der Elektrizitäts AG vorm. Schuckert & Co (EAG). Von 1890 ab lieferte Schuckert große Gleichstrommaschinen für die elektrochemische Industrie nach Griesheim, später nach Bitterfeld und nach Spanien.

In Voraussicht der Bedeutung der Elektro-Chemie schuf Alexander Wacker 1896 ein elektrochemisches Laboratorium in Nürnberg, das sich sehr intensiv mit der Herstellung von Calciumcarbid befaßte. Auf Grund dieser Arbeiten konnte die Schuckert-Gesellschaft die Lieferung der Einrichtungen der drei größten, damals projektierten Karbidfabriken übernehmen und bis 1899 in Betrieb setzen (1. Werk: Gampel im Wallis der Lonza AG, 2. Werk: Jajce der Bosnischen Elektrizitäts AG (Elektrobosna), 3. Werk: Hafslund in Norwegen). Der Konsum an Karbid folgte aber nicht so rasch dem Anwachsen der Produk-

tion der entstandenen Werke und so häuften sich gewaltige Vorräte an. Man hatte mit einer ganz großen Verbreitung der Acetylenbeleuchtung namentlich auf dem Lande gerechnet, doch verschiedene schwere Unglücksfälle, aber auch das Aufkommen des elektrischen Lichtes stellten sich dem entgegen.

Es folgten Jahre schwerer Sorgen für die junge Karbid-Industrie. Die Schuckert AG mußte auch finanziell den Fabriken, deren Einrichtung sie geliefert hatte, helfen. Die Werke gingen nach und nach ganz in ihren Besitz über. Da aber der Betrieb auf einem so fern liegenden Gebiet wie die Karbiderzeugung der Schuckert-Gesellschaft nicht wünschenswert erschien, wurden diese Engagements von Alexander Wacker und Herrn Maffei übernommen.

Alexander Wacker schied 1902 als Generaldirektor aus der EAG vorm. Schuckert & Co aus, um in den Aufsichtsrat dieser Gesellschaft einzutreten. Er widmete sich nun mit Dr. Koller und Herrn Rosenbaum (Wien) ausschließlich den elektrochemischen Werken und brachte sie zu einer ganz großen Blüte.

Die ELH Gruppe (Elektrobosna – Lonza – Hafslund), kurz Wacker-Konzern genannt, eroberte sich eine Weltstellung. Sie arbeitete vor dem 1. Weltkrieg mit 120000 PS. Durch Zukauf kamen zur Elektrobosna das Karbidwerk Lechbruck, 1904 Matriei am Brenner und Töll bei Meran (Ferrosilizium). 1908 baute sie in Brückl (Kärnten) eine Chlor-Alkali-Elektrolyse nach dem Billiter-Siemens-Verfahren.

Aus dem elektrotechnischen Laboratorium der Schuckert-Gesellschaft ging 1902 das Consortium für elektrochemische Industrie GmbH hervor, das als Zentrallaboratorium der ELH-Gruppe eine Reihe neuer Verfahren ausarbeitete; u. a. das direkte Aceton-Verfahren aus Essigsäure.

Der langjährige Wunsch Wackers, auch in Deutschland ein elektrochemisches Unternehmen zu erstellen, wobei an Lechbruck gedacht war, ließ sich nicht ermöglichen, da der bayerische Staat die Wasserkraft (Lech) nicht freigab, sondern ihn an die untere Alz verwies, wo 1913 mit den Vorarbeiten begonnen wurde. Knapp vor dem Kriegsausbruch waren diese beendet.

Alexander Wacker gründete 1914 die Dr. Alexander Wacker Gesellschaft für elektrochemische Industrie als Kommanditgesellschaft, die 1920 in eine GmbH übergeführt wurde und an der sich 1921 die Farbwerke vorm. Meister Lucius und Brüning (Hoechst) beteiligten. Der Krieg verhinderte zunächst den Bau des Werkes. Erst als Aceton für

die Herstellung von Isopren beziehungsweise von Hartgummi für die Unterseeboote dringend benötigt wurde, begann der Bau, dann allerdings mit höchster Eile. Der Wald wurde gerodet und im April 1916 begann man mit dem Aushub. Mitte Januar 1917, also nach achteinhalb Monaten, rollte der erste Waggon Aceton bereits aus dem Werk! Fürwahr eine Glanzleistung, wenn man bedenkt, was hierfür alles nötig war.

Es mußten erstellt werden: Eine Karbidvergasung (das Karbid kam aus Tschechnitz in Schlesien), ein Acetaldehyd-Betrieb, ein Essigsäure-Betrieb, ein Aceton-Betrieb, eine Luftverflüssigungsanlage, eine Quecksilber-Elektrolyse, ein Kesselhaus für die Dampferzeugung, Brunnen und Pumpwerke für die Wasserversorgung, eine 60 Kilometer lange Leitung vom Saalachwerk für die Stromversorgung, außerdem verschiedene Werkstätten für Schlosser, Elektriker und Bauhandwerker. Wenn man noch bedenkt, daß es Krieg war, es an Menschen und Material fehlte, das Essen rationiert und die Unterkünfte sehr behelfsmäßig waren, dann kann man die Leistung der Männer, die dieses Bravourstück vollbrachten, nur bewundern.



Acetylenanlage und Acetylen-Gasometer im Bau 1916

Natürlich mußte vieles nur behelfsmäßig erstellt werden, auch die Arbeitsweise war wenig rationell, es kam in erster Linie darauf an, rasch Aceton herzuschaffen – gleichgültig, um welchen Preis. Zum Glück waren die Pläne für die Werkanlage schon vor dem Krieg ausgearbeitet worden, sonst hätte man nicht sofort, als der Ruf erging, mit dem Bau anfangen können.

Als die ersten Nachrichten von Waffenstillstandsverhandlungen eintrafen, wurde der Aceton-Betrieb wegen Unwirtschaftlichkeit sofort stillgelegt. Aber auch die anderen Betriebe arbeiteten wenig rationell.

Neue Kollegen, neue Aufgaben

Dies war nun die Lage, als ich hier ins Werk eintrat. Am 1. März 1919 radelte ich also, wie bereits erwähnt, ins Werk, Der Empfang durch die Sekretärin Fräulein Elstner und den Werkleiter Dr. Pierstorff war außerordentlich freundlich. Zunächst erkundigte er sich nach meiner Unterkunft und besprach die Essensfragen, dann ließ er Emma bestellen, sie sei zu den regelmäßigen Lesenachmittagen bei seiner Frau herzlich eingeladen. Schließlich ließ er den Dr. Kaufler kommen, einen freundlichen Wiener, der mich in das Labor hinter führte und mit mir meine künftigen Arbeitsgebiete besprach. Vier Probleme wurden ins Auge gefaßt: Die Verbesserung des Acetaldehyd-Verfahrens, die Reinigung des Acetylens, die Herstellung von Äthylen und die Oxydation von Acetylen und Äthylen zu wertvollen Produkten.

Zunächst einige Worte über die Organisation der Gesellschaft und die Verhältnisse im Werk im Frühjahr 1919. Die Leitung in München hatten die Herren Direktoren Johannes Hess (technischer Direktor) und Wolfgang Freyer (kaufmännischer Direktor), denen als Mitarbeiter die Herren Oberingenieur Hiller, Wolff, Abt zur Seite standen, der Chef-Chemiker Dr. Kaufler war bis 1. Mai in Burghausen. Werkleiter in Burghausen war Dr. Pierstorff. Die Abteilungen führten: Schürch (Architektur); Ob.-Ing. Dorn (Bau); Dipl.-Ing. Kallas (Werkstatt); Kaufm. Ruckdäschel (Kamid und Elektrik). Chemiker waren Dr. Pierstorff, Dr. Galitzenstein, Dipl.-Ing. Suchy, letztere kamen um die gleiche Zeit wie ich nach Burghausen. Ich war also Chemiker Nr. 4 und bekam am 1. Mai das Hauptlaboratorium (Abteilung R) – in Ludwigshafen wäre ich vielleicht Chemiker Nr. 400 geworden.

Alle oben genannten Herrn hatten sich schon vorher im „Wacker-

Konzern“ bestens bewährt. Dir. Hess war Leiter des Werkes Lechbruck, Hiller leitete das Werk Töll bei Meran, Dr. Pierstorff die Werke in Matrei am Brenner und Jajce in Dalmatien, Dr. Kaufler kam von Brückl in Kärnten, Dr. Galitzenstein vom Consortium in Nürnberg und Suchy von der Elektrobosna.

Jetzt nach dem Krieg galt es, das Werk, wie es seinerzeit geplant war, auf eine gesunde Basis zu stellen, die Grundstoffe Karbid und Chlor selbst zu erzeugen und die Betriebe wirtschaftlich zu gestalten. Die durch den Krieg behinderte Erstellung der Wasserkraftanlage mußte durchgeführt werden. Um dieses große Programm sicherzustellen, veräußerte Alexander von Wacker seine österreichischen Werke und verband sich mit dem Deutschen Reich (1921) für den Ausbau der Wasserkraft unter der Firma „Alzwerke AG“. Die Hälfte der Alzkraft wurde auf fünfzehn Jahre dem Reich abgetreten und 1956 von der Firma abgelöst. Im Dezember 1922 kam das Alzwerk in Betrieb. Im April 1922 starb Geheimrat von Wacker im Alter von 76 Jahren, also ein halbes Jahr vor der Inbetriebsetzung – somit erlebte er die Krönung seines Werkes leider nicht mehr.

Kümmerliche Arbeitsbedingungen

Meine Aufgabe war es, neue und bessere Verfahren auszuarbeiten, aber die Arbeitsbedingungen waren zunächst mehr als kümmerlich. Für das ganze Werk standen zwei kleine Laboratorien, Anbauten an die Quecksilberelektrolyse, zur Verfügung. Im Labor I wurden die Analysen für sämtliche Betriebe ausgeführt. Es waren dies damals Acetaldehyd, Essigsäure, Aceton, Kesselhaus (Wasser- und Kohle-Untersuchungen), Sauerstoffbetrieb (Luftanalysen), etc. Die jungen Chemiker von heute würden sehr die Nase rümpfen, wenn sie mit so primitiven Mitteln und so beengt arbeiten müßten. Im Labor I stand den Leuten eine Tischbreite von 80 bis 100 Zentimeter zur Verfügung. In einer Kammer saß der Glasbläser zwischen Kolben, Röhren und Chemikalien; nebenbei hatte er die Materialausgabe, was sehr störend war, namentlich, wenn er größere Stücke zu blasen hatte. Daß er manchmal in Wut kam und die Laboranten beutelte, daß ihnen Hören und Sehen verging, wenn sie zu viel zerbrachen, konnte man ihm nicht übelnehmen. Als Heizquelle stand ihm nur Acetylen zur Verfügung, das entsetzlich rußte.

Mein Forschungslabor II bekam erst einen Abzug, als den Leuten und mir bei den Arbeiten mit Quecksilber die Zähne wackelten. Die beiden Wägezimmer waren zugleich Umkleide, Aufenthalts- und Speiseräume. Apparate – außer denen, die der Glasbläser und die Schlosserei herstellten – gab es nicht. Die elektrischen Widerstände wickelten wir uns selbst, da die Abteilung G (Elektrowerkstatt) mit der Auswechslung der kriegsmäßig verlegten Leitungen (Eisen, Zink, Aluminium) zu viel zu tun hatte.

Im April jeden Jahres zogen mit großem Geschrei die Schwalben im Labor II ein, nisteten eben in den Lampenrosetten und sorgten für die Verbesserung der Ausbeuten. Zu Maria Geburt zogen sie wieder fort; dann stieg die alte Frau Niederhammer auf einer Leiter hinauf und putzte den Dreck weg. Wohin kamen diese schönen Zeiten!

Das Schlimmste war die Heizung. Sie war an die 6-atü-Dampfleitung angeschlossen. Man konnte nur zwischen Braten und Erfrieren wählen. Es war entsetzlich. An Büchern waren nur ein paar Lehrbücher, die Dr. Kaufler aus München und ich von zu Hause mitbrachten, vorhanden. Das wichtigste Buch war das „Acetylen“ von Vogel, das alle bisher (1910) auf diesem Gebiet veröffentlichten Arbeiten und Patente enthielt. Dieser Zustand dauerte allerdings nicht lange, dank der großzügigen Bewilligungen der Firma. Wir bekamen den Beilstein, das Centralblatt und die Chemischen Berichte.

Die Arbeitszeiten waren Montag bis Freitag 8:00 bis 12:00 und 13:00 bis 17:00 Uhr, Samstag 8:00 bis 13:00 Uhr (45 Stunden). Das Mittagessen nahm ich in der schlechten Jahreszeit wie die meisten Angestellten in der Kantine ein. 1919 zählte die Firma ungefähr 75 Angestellte. Im Sommer legten wir uns mit unseren Butterbroten in den Wald, der gleich beim Labor begann. Als Nachspeise suchten wir uns Erdbeeren. Um 17:00 Uhr war Arbeitsschluss, so weit die Betriebe nicht durchgingen. Omnibusse gab es damals hoch nicht. Meist zu Fuß, denn für die Räder fehlten zunächst die Reifen, strömte ein Zug wild aussehender Männer in recht heruntergekommener Kleidung aus dem Fabrikator heraus (ca. 1000 Angestellte und Arbeiter).

„Auffallend war, daß es nicht immer krachte“ – Laboratoriumsversuche

Am 1. März nahm ich also meine Tätigkeit im Laboratorium mit der Regner Gretl, einer angelernten Laborantin, auf. Außerdem stand mir noch eine halbe Putzfrau, die bereits erwähnte Frau Niederhammer zur Verfügung. Die andere Hälfte gehörte der Abteilung O (Dr. Galitzenstein). Von den zuvor erwähnten Aufgaben wählte ich zunächst die Hydrierung von Acetylen zu Äthylen, Diese gelang nach dem Traubschen Verfahren mit Chromlösung in einem Gloverturm bei Zimmertemperatur recht befriedigend – heute würde man den umgekehrten Weg gehen, da Äthylen sehr billig zu haben ist. Weniger schön war, daß man entsprechend der Theorie je Mol Acetylen (26 Gramm) zwei Mol Chromosulfat (296 Gramm) benötigt, also über das 10-fache an Gewicht. Die Frage war also, ein wirtschaftlicheres Verfahren zu finden. Auch die Oxydation der beiden Gase C_2H_2 (Acetylen) und C_2H_4 (Ethylen) war nicht ohne weiteres zu lösen und so wurden diese Arbeiten im Oktober wegen betriebswichtigeren Problemen zurückgestellt.

Vor der Inangriffnahme der Oxydationsversuche wurden selbstverständlich die Explosionsgrenzen sehr sorgfältig geprüft. Bei der Herstellung von Acetaldehyd (Hydrol) verwendete man Quecksilberverbindungen als Katalysator, die verhältnismäßig rasch zu unwirksamem Quecksilbermetall Hg reduziert wurde. Hierfür machte man die Verunreinigungen im Acetylen-Gas, vor allem H_2S (Schwefelwasserstoff) und PH_3 (Phosphin) verantwortlich. Versuche mit gereinigtem Gas bestätigten diese Vermutung. Nun gab es schon die verschiedensten Reinigungsverfahren, zum Beispiel Erhitzen des Gases, Oxydation, Fällern mit Kupfersalzlösungen etc., aber sie mußten einfach und billig sein. Die Reinigung mit Kupferchlorür-Lösung und Salzsäure ergab günstige Resultate, und die Regeneration mittelst Chlor oder Sauerstoff ging glatt, aber die Überrechnung der benötigten Apparatur für die Reinigung von 2000 m^3 pro Stunde ergab solche Reaktionsräume und Flüssigkeitsmengen, daß dieses Verfahren ausschied. Oxydation mit Chromsäure und Reinigung mit starker Schwefelsäure kamen wegen der hohen Chemikalienkosten nicht in Frage. So mußte weiter gesucht werden.

Schließlich wurde der Stier bei den Hörnern gepackt und die Reinigung mit Chlor versucht. Es war dies ein riskantes Unterfangen, da

nach Literaturangaben bei der Vereinigung von Chlor und Acetylen schwere Explosionen beobachtet worden waren. Auffallend war nur, daß es nicht immer krachte. Durch Versuche stellten wir nun fest, daß es nur dann zu Explosionen kommt, wenn Sauerstoff zugegen ist. Es genügen allerdings schon sehr kleine Mengen in der Größenordnung von 0,1 Prozent. Die Versuchsapparatur bestand aus einem mit Elektroden ausgestattetem Rohr, das mit Kochsalzlösung gefüllt war und durch das C_2H_2 strich. Die Dosierung des Chlors, das durch die Zersetzung des $NaCl$ entstand, erfolgte durch Regelung der Strommenge; später gingen wir auf Chlorwasser über, das für den Betrieb einfacher und ungefährlicher zu handhaben war. Selbstverständlich wurde jeglicher Sauerstoff ferngehalten. Einiges Kopfzerbrechen bereitete das Niederschlagen von HCl -Nebeln, doch auch diese Schwierigkeit konnte durch Temperatureinstellung gelöst werden.

In Sommer 1920 stand bereits eine Versuchsapparatur für sechs bis sieben Kubikmeter pro Stunde in der Nähe der Tetra-Anlage. Die Laborversuche konnten voll bestätigt werden, und so entwarf die technische Abteilung (Ob.-Ing. Dorn) den Bau einer Großanlage für 2000 Kubikmeter pro Stunde. Diese wurde im Herbst 1921 in Betrieb genommen. Auf dieses Verfahren erhielt die Firma Dr. Alexander Wacker ihr erstes Deutsches Reichspatent (DRP-Nr. 346311 „Verfahren zur Reinigung des Acetylens“). Es lief ab 2. Juni 1920. Später übernahm die IG dieses Verfahren für eine Anzahl ihrer Werke, die auch heute noch danach arbeiten. Neben der Reinigung liefen im Labor Versuche, den giftigen Hg -Katalysator durch ungiftige zu ersetzen, beziehungsweise die Oxydation des Hg zu HgO (Quecksilberoxyd) in einem Nebenkessel durchzuführen.

Entscheidung für Wacker

Anfang April meinte Dir. Hess, ich müsse mich nun wohl bald entscheiden, ob ich zur großen BASF nach Ludwigshafen gehen, oder bei der kleinen Wacker Gesellschaft bleiben wolle, da ich allmählich zu viel sehe. Da mir meine Arbeit in Burghausen gefiel, das Betriebsklima ein besonders gutes war und die Chancen, hier vorwärts zu kommen, günstig erschienen, ganz abgesehen von der herrlichen Gegend und der Nähe des Gebirges, wäre ich brennend gerne in Burghausen geblieben, aber ich war ja an die BASF gebunden. Ich war folglich den

Franzosen außerordentlich dankbar, als sie mir auf die Anfrage der BASF immer noch die Einreise verweigerten. Ich glaubte, nun mit gutem Gewissen den Ludwigshafenern abschreiben zu können, zumal ich von dort kein Gehalt bezog. Die Arbeitsbedingungen im Labor der BASF wären sicher viel großartiger und bequemer gewesen, aber gerade das Aufbauen und das „Sich behelfen“ hatte besondere Reize und nie hätte ich ein so vielseitiges Arbeitsfeld bekommen wie hier. Tausenderlei Fragen aller Art (anorganisch, organisch, auf technischem und textilem Gebiet) wurden an mich herangetragen. Auch hätte ich nie eine so schöne Heimat für die Familie bekommen. Den Entschluss, bei Wacker zu bleiben, habe ich nie bereut. Allerdings trugen mir die Ludwigshafener meine Kündigung noch lange nach; gerne hätten sie *alle* Privatassistenten von Adolf von Baeyer als Mitarbeiter gehabt.

...



Dr. Wolfgang Gruber 1963

Dr. Wolfgang Gruber (1886–1971) war von 1919 bis 1952 für die Wacker Gesellschaft, heute Wacker Chemie AG, Burghausen, tätig. Von 1934 bis 1936 war er Werkleiter des Werks Burghausen. 1936 übernahm Dr. Gruber die Leitung aller chemischen Betriebe. Am 1. März 1943 erhielt er die Position des Chefchemikers. In dieser Funktion arbeitete er bis zu seiner Pensionierung 1952.